

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Zwei arme Herzen, durch die Abwesenheit getrennt, durch das Unglück geeint! fest aneinander gedrückt, machen sie nur noch ein Herz aus.

— Liebes Kind! wie du groß geworden bist!
— Mein guter Vater! . . . Ihr habt gelitten! . . .

— Mein Peterchen! Jetzt bist du mein einziges Gut auf dieser Welt. Meine Haushälterin, die du so sehr geliebt hast, habe ich verloren . . . und ich bin krank und arbeitsunfähig.

— Ihr habt aber Euern Sohn!
— Ach! Was kannst du wohl für mich thun? Du bist noch nicht stark genug, um die Reise mitzumachen.

— Seid ruhig, Vater; ich werde nicht Fischer, ich brauche es nicht zu werden. Ich habe ein gutes Handwerk gelernt, damit ich bei Euch bleiben und für Euch arbeiten kann.

Martin Lefèvre machte große Augen; er wußte nicht, was er denken sollte.

Inbessen war das Fahrzeug an den Damm gerückt; zwanzig kräftige Hände bieten sich an, den Kranken beim Gehen zu stützen.

— Eine Minute! . . . Schrie eine an ihrem südländischen Klang kennbare Stimme; das geht mich an, mich Trimal, den lustigen Gasconier. Ich habe ihn bis daher gebracht, und ich werde ihn bis in sein Häuschen führen.

In diesem Augenblick näherte sich bescheiden eine brave Frau; sie hatte zu viel Gutes gethan, um nicht ein bißchen eingeschüchtert zu sein. Neben ihr stand ein Herr.

— Vater, rief nun der junge Knabe, schauet die an, die ist meine zweite Mutter gewesen.

— O Katharine! sprach der Fischer leise, nur Gott allein kann Euch belohnen.

— Ich bin es schon, erwiderte die Wittwe, denn ich bin stolz zufrieden.

Peterchen, Herr Gibert bei der Hand nehmend, sagte weiter:

— Das ist mein Lehrmeister, mein edler Meister! Ihm verdanken wir unser Brod.

— Mein Junge, sprach Herr Gibert, du hast nur einen Meister, und das bist du. Der gute Sohn ist dem Künstler zuvorgekommen. Das Schiffchen, welches du gemacht und dem lieben Gott für das Heil deines Vaters aufgeopfert hast, wird dich

schneller, als das Fischerschiff, dem Glück entgegenführen.

Das Ex-voto, Peterchens Weibgeschenk, ist noch immer in der Jakobskirche. Geht und betrachtet es, und ihr werdet begreifen, wie sehr Peterchen geliebt hat.

Wissend des Offiziers.

Drei goldene Herzen.

(EINE EINZIGE ABTHUNG.)

I.

Ihr seid ihm schon manchmal begegnet, dem hochbeinigen Manne mit dem gutmüthigen und zerstreuten Gesichte, mit dem weiten Ueberzieher, dessen Taschen stets von Büchern und Broschüren strotzen. Es ist der geizigste und bekannteste Kunde der kleinen Büchertramer, welche in Paris, von der Königs- bis zur Michielsbrücke, ihre alten Scharfeln unter freiem Himmel feilbieten; er heißt Silvester Boudier, ein bescheidener Beamter des Ministeriums, welcher jeden erübrigten Augenblick der Bücher-sucht widmet, jeden Augenblick, den er mit gutem Gewissen der Verwaltung abzurufen vermag.

Boudier ist nicht bloß ein Bücherfreund, er ist ein Büchernarr: bei ihm ist die Bücherliebhaberei eine Krankheit. Kommt da der Sonntag oder ein anderer burmanfreier Tag, und es regnet ordentlich, so daß die Standtramer zu Hause bleiben, dann ist Boudier der unglücklichste Mensch auf der Welt. Merkt er aber beim Aufstehen, daß der Himmel ein besseres Gesicht macht, so ist er freudetrunknen, und sein naives Herz ist vor paradiesischem Glück ganz außer sich. Darf er doch, von Mittag an bis halb fünf Uhr im Winter, bei Sommerzeit sogar von Mittag an bis acht Uhr Abends, seine Hände, seinen Kopf, sein ganzes Wesen, in die vielen staubigen schwarzen Risten vertiefen, deren endlose Zahl sich am linken Seine-Ufer in verführerischer Weise ausdehnt und für seine Augen nicht weniger Reiz hat, als auf der anderen Seite die herrliche Reihe von Palästen, welche sich vom Flore-Parillon bis zum Säulengang des Louvre hinziehen.

Der gute Mann — lachen wir ihn nur nicht aus — hat vielleicht das Glück unter einer der vielen Gestalten erfaßt, die dasselbe hienieden bisweilen annimmt!

Wie viel Leute gibt es nicht, welche, gerade wie Boudier, die Bücher liebhaben, aus dieser feinem Liebhaberei aber gesunde und reichliche Genüsse erzielen? Allein gar manche dieser Bücherfüchtigen sind im Besitze irdischer Glücksgüter oder mindestens wohlhabend. Ihr Vergnügen ist daher nie so groß als dasjenige Boudiers, der arm und anspruchlos ist und sich mit wenigem zu befriedigen weiß. Wenn ihm dann dies wenige zu theil wird, so gestaltet er dasselbe leicht zu einem königlichen Vergnügen.

Wohnt Boudier den Versteigerungen kostbarer Bibliotheken bei, so thut er's einfach aus Neugierde. Wenn er sieht, wie ein begüterter Liebhaber im Auktionskampfe das Gold mit vollen Händen hinwirft, um die seltenen Bücher, die Ur- und Originalausgaben, die einzigen noch übrigen Exemplare an sich zu bringen, so beneidet er sie keineswegs: er hat einen Genuß an den hohen Preisen, zu welchen diese Werke, seine Freunde, geschätzt werden: seine Liebe zu seiner bescheidenen Sammlung bleibt unberührt, und mit ebendemselben Eifer kehrt er zu den Risten mit den alten Spinken à 20 Pf. zurück.

Ah! gering und mager ist das Privatbudget des Boudier! Auch ist er nicht allein auf der Welt: er hat eine Frau und eine junge Tochter, zwei liebenswürdige Wesen, welche sein auf den Büchern aufgebautes Glück vollständig zu machen wußten. Seine Gemahlin, eine sparsame Haushälterin, versteht die Rechenkunst. Hat Boudier seine Bücher, so hat auch sie ein Buch, das ihrige, in dem nichts als Ziffern stehen. Darin findet sie Stoff genug zu folgender Anekdote: „Mein Freund, dein Gehalt beträgt so viel; Miete, Nahrung, Kleidung, Jeannettens Erziehung, Verschiedenes, beanspruchen so viel; es steht da geschrieben, schau; bleibt . . . Du siehst was bleibt? So mußt du denn wohl zufrieden sein, wenn ich dir wöchentlich fünf Franken für deine Bücher schenke.“

Boudier ist wirklich zufrieden. Indem er aber sein Fünftfrankenstück entgegennimmt,

blingelt er bisweilen mit dem Auge und spricht bei sich selbst: „Wart' nur ein bißchen, daß ich dir mit einem solchen Guthaben eine Bibliothek einrichte!“ Boudier hat nämlich mitunter Gelegenheit, beim Ministerium überprüfliche Arbeiten zu machen, wofür er dann hübsche Gratifikationen einstreicht. Mag Frau Boudier noch so schlau sein, über diese außerordentlichen Einnahmen hat sie nun einmal kein Controlmittel, und ihr pfiffiger Gemahl pflegt deshalb diesen Umstand zu nuge zu machen und von dem zufälligen Einkommen einen Antheil für sich vormezunehmen.

II.

Wir haben gesagt, Boudier sei vollkommen glücklich. Das ist ein Irrthum: er wird manchmal das Opfer quälender Gewissensbisse. Trotzdem er sich vollständig von jener Selbstsucht hat einnehmen lassen, die man wunderliche Geille oder Berrücktheit nennt, ist sein Herz dennoch der väterlichen Liebe zugänglich geblieben. Er liebt denn ganz leidenschaftlich sein Töchterchen Jeannette. Sie ist ein reizender Badeschiff von sechzehn Jahren, dessen heiteres und lächelndes Gesicht mit der düstern und garstigen Menge alter Scharfeln, womit die Wände des Zimmers bedeckt sind, ganz absonderlich absteht.

Sie ist ein enfant terrible, diese Jeannette, gerade wie alle Kinder mit aufgewecktem Kopf und offenem Herzen!

— Papa, so fragt sie vielmals Herrn Boudier, warum fährst du uns nie spazieren, Mama und mich? An Sonn- und Feiertagen gehen meine Freundinnen alle mit ihrem Vater da- oder dorthin, in die Museen oder auf's Land; Du aber, Du machst dich immer aus dem Staube und kückstest auf deine Bücherquast. Man sollte meinen, du seiest nur glücklich weit von uns!

Frau Boudier bekräftigt jedesmal mit einem vielbedeutenden Lächeln solche durchaus berechtigten Verweise.

Herr Boudier läßt aber den Kopf hängen, stottert irgend eine dumme Entschuldigung her oder legt sich auf's Darsprechen und schließlich sieht er sich beschämt auf sein Arbeitszimmer zurück. Auch dorthin verfolgen ihn die Gewissensbisse und wollen nicht von ihm lassen, bis er in seinem Innern den Entschluß gefaßt hat,

den nächstfolgenden Sonntag ganz und gar seiner Ehehälfte und seiner Tochter zu widmen.

Allein Boudiers Worten, auch wenn sie mit einem Eidschwur erhärtet sind, schenkt man keinen Glauben mehr, und man hat recht: noch kein einziges Mal hat er Wort gehalten.

Ach! das allerliebste Kind hat ein so gutes Herz, daß es über derartige Treulosigkeiten lacht, und wenn der Vater, ob seiner gemeinen Feigheit verdugt, abends nach Hause kommt, überhäuft es ihn mit Zärtlichkeiten, damit er ja keinen Augenblick an Groll glauben mag.

— Ich bin ein Unmensch! murmelt dann Boudier, indem er sich laut anklagt.

— Nein, Väterchen, bereue es nicht, sagt ihm seine Jeannette, indem sie ihm um den Hals fällt; wir haben unsern Nachmittag vorzüglich angewendet: wir sind in der Kirche und auf dem Gottesacker gewesen, und haben auch für dich gebetet.

Da fährt es wie ein Blitzschlag in Boudier: er lacht nicht mehr, eine Thräne der Rührung rollt ihm über die Wange, und er fängt wieder hoch und heilig zu schwören an.

Doch all' die Beteuerungen werden — sagen wir es gerade heraus — mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Mit dieser spöttischen Ungläubigkeit wurde eines Tags ein Eidschwur anderer Art angehört.

Boudier kam nämlich mit besonders verklärtem Gesicht nach Hause, was bei ihm das Zeichen einer günstigen Finanzlage war: er hatte am Ministerium eine Vergütung erhalten, wovon er an Frau Boudier so viel verabreichte als ihm gefiel.

Man war am Anfang des Monats November.

— Das Jungfrauenfest rückt heran, sprach er herausfordernd zu seiner Tochter. Was wünscht Jeannette, daß ich ihr auf den Sanktkatharinentag kaufen soll?

Das wirkte wie ein Donnererschlag: Jeannette sperrte die Augen weit auf, und ihre Mutter zuckte ungläubig die Achseln.

— Ich schwöre . . . fuhr Boudier fort.

— Schwöre nicht! schriem Mutter und Tochter wie aus einem Munde, indem sie dem guthmüthigen Manne mit ihren Händen den Mund zuhielten.

Indeß Boudier war aufrichtig. Er bestand denn darauf, daß seine Tochter in Bezug auf ein ihr angenehmes Geschenk sich ausspreche.

So durfte nun Jeannette, wollte sie nicht unanständig sein, an der redlichen Absicht ihres Vaters nicht länger zweifeln.

— Was ich gern hätte, erwiderte sie unentschlossen und stockend, gleich als wollte sie etwas Unmögliches begehren, was ich gern hätte . . . nein, es ist zu viel . . .

— So sag' denn, mein Herz; ich werde schon sehen.

Und Boudier blinzelte mit dem Auge. — Oh! der Unhold!

— Nun denn, wenn es sein muß! seufzte Jeannette mit sichtlich Ueberwindung, ich hätte gern einen seidenen Rock, um damit unsere Neujahrsbesuche machen zu können.

— Und der kostet . . . ?

— Gott im Himmel! Es gibt solche zu allen Preisen. Ich werde mich aber mit leichter Seide begnügen, und dann bin ich auch nicht groß und nicht stark. Zehn Meter zu fünf Franken, das würde reichen. Vom Macherlohn rede ich gar nicht; diese Arbeit würden wir selbst besorgen, Mama und ich.

— Das macht also fünfzig Franken?

— Leider!

— Ich sage nicht nein.

Boudier hatte die Fassung eines Mannes voll Selbstvertrauen angenommen. Der soeben begangene Unterschleif betrug gerade die märchenhafte Summe von fünfzig Franken. Frau Boudier aber konnte durchaus nicht annehmen, daß ihr Mann das versprochene Geld zusammenbringen würde, und glaubte deshalb an irgend eine Fopperie. Es wäre ihr nie eingefallen, daß er sich je einmal die Frechheit erlauben würde, ihr eine falsche Rechnung von seinen Einnahmen abzulegen. Sie bedauerte daher ihre Tochter, die unbefangene und trauherzig genug war, um etwas zu hoffen.

III.

Dreimal wöchentlich begleitete Boudier seine Tochter in die Zeichenschule, indem er sich auf sein Bureau begab. Angenehm war ihm dieser Gang, obgleich derselbe ihn zu einem Umweg nöthigte; denn dabei wurde ihm jedesmal das Glück zu theil, vor dem Laden eines Trödlers

vorbeizukommen, zu dessen verschiedenartigem Stand ein Büchergestell mit alten Scharfeten gehörte. Nie konnte er es sich versagen, dort stehen zu bleiben; jedesmal mußte schließlich Jeannette ihn am Rocke zupfen und ihm zustüstern: „Papa, es ist Zeit!“

Zwei Tage nach dem soeben geschilderten Familiengespräch machte Boudier mit seiner Tochter wieder einmal während zehn Minuten Halt vor dem Kram des Trödlers. Der Vater musterte zuerst den auf dem Bürgersteig ausgestellten Schund gewissenhaft durch; dann warf er auch einen Blick auf jene Bücher, welche im Schaufenster zu figurieren die Ehre hatten und bei welchen das Titelblatt aufgeschlagen war. Der Preis eines jeden stand auf dem am Rücken angeleimten Pergamentstückchen mit der Bleifeder verzeichnet. Seine Bemerkungen machte er halb laut: das eine war zu theuer, das andere war eine wahre Gelegenheit...

Urpöblich stößt er einen gewaltigen Schrei aus. Das Mädchen erschrickt und stürzt auf ihn los: der gute Mann stand dort in der größten Aufregung, zitternd und bebend; er rieb sich die Augen, fuhr mit dem Taschentuch über das trübe Schaufenster, hinter welchem ein Buch hervorleuchtete, das er glözend anstaunte. Er las und las abermals den staunenswerthen Titel des Wunderbuches.

— Das ist es ja! ja wohl, es kann nichts anderes sein! schrie er mit zitternder und kreischender Stimme; sapperlot! ja, das ist es!...

— Wir müssen gehen, Väterchen; es ist Zeit!

Jetzt gehen! Wie konnte er sich jetzt um die Zeichenstunde kümmern?

— Laß mich doch in Ruhe! schnaubte er mit ungewohntem Ungestim.

Jeannette begriff, daß es sich um etwas sehr Ernsthaftes handelte.

— Was hast du denn so sehr Interessantes gesehen, Väterchen?

— Was ich gesehen habe? machte er mit befängtigter und ganz leiser Stimme. Komm, schau selbst und lies.

Und er wies mit dem Finger auf einen kleinen Quartband, der so ziemlich unsauber dastand. Das Mädchen konnte nur mit großer Mühe den Titel entziffern. Sie versuchte zu lesen:

«Chy sensuyvent les gistes repaistres et

despens que moy Jacques Le Saige marchand de draps demourant a Douay: ay fait de Douay a Rome et a Hierusalem: et aultres lieux, la mil chincq cens XVIII. Avec mon retour.»

«Imprime a Cambray par Bonaventure Brassart, aux despens dudict Jacques.»

— Und jetzt? meinte Jeannette.

— Dieses Buch, antwortete Boudier gravitätisch und geheimnißvoll, setzt mich in Erstaunen ob seines Daseins, wie es alle Bücherefreunde in Erstaunen setzen würde. Es ist das einzige Exemplar; hörst du wohl, das einzige! ... Bis jetzt hat man zwei Auflagen von diesem Buche entdeckt, alles in allem fünf Exemplare, zwei von einer und drei von der andern. Man weiß, wo sie sind. Das letzte zum Verkauf ausgebotene Exemplar wurde durch den Buchhändler Potier, anno 1862, zum Preise von eintausend und fünf Franken erworben. Das war spottbillig. ... Diese Auflagen waren als erste und zweite bezeichnet. Allein gewisse Zeichen, die ich dir aufzählen mag, ließen vermuthen, daß es noch eine frühere Auflage geben mußte. ... diese erste Auflage, mein Kind, hat noch kein Mensch gesehen. ... und hier haben wir sie vor unsern Augen. Den unumstößlichen Beweis dafür finde ich in dem Unterschied, allerdings sehr winzigen Unterschied des Titels, und ... doch das fordert allzu lange Erklärungen; heute Abend werde ich sie dir zu Hause geben!

— Gut, einverstanden! Wir müssen gehen!

— Mein Kind, dieses Buch muß ich haben.

Ich zweifle daran, ob dieser armselige Händler den Werth des Buches kenne. Der Preis steht nicht auf dem Rücken. Ich zittere beim Gedanken, daß ich ihn fragen soll. ... Du machst dir keinen Begriff von meiner Freude, falls er mir sagen würde: „Drei Franken.“ Es ist aber ein Jude, er hat eine feine Nase, er wird mir wohl die Erregung anmerken...

— Wenn du willst, unterbrach ihn Jeannette, deren bewunderungswerthes Tactgefühl keine Gelegenheit versäumte, ihren Vater glücklich zu machen, wenn du willst, so gehen wir fünf Minuten lang spazieren, um Zeit zur Beruhigung zu finden; dann kommen wir zurück und treten ganz gleichgültig in den Laden ein; wir sehen zuerst etwas Anderes an und handeln. ...

— Die Engel haben denn auch Fehler, warf Boudier ein, indem er mit inniger Liebe seine Tochter anschaute? Na, du gehst mir auf dem Duai nach, und unsere Vereinigung wird Wunder hervorbringen.

Sie gingen fort.

Der ungeduldige Boudier ließ keine fünf Minuten vorüberstreichen. Als er wieder vor dem Laden stand und bereits den Griff der Thüre in der Hand hatte, war er erregter als je zuvor.

Als beide eingetreten waren, tauchte im dunkeln Hintergrunde der Händler auf und kam den Fremden mit feierlicher Langsamkeit entgegen; eine kleine Erscheinung, alt, mager und unreinlich, mit Schmutzflecken auf den Backen, mit Katzenaugen, ein aus dem Kohlenfack hervorkriechender Teufel.

Boudier verlor all' seine Diplomatie vor jenem kalten steifen Schlangkopf: er grüßte mit übertriebener Höflichkeit, stotterte einige unverständliche Worte und streckte ängstlich den Arm nach dem famosen Buch aus, indem er sagte: „Sie erlauben!“

Der Jude begnügte sich damit, daß er seine klugen Neuglein zudrückte. Dann beobachtete er den Kunden, wie ein Untersuchungsrichter es gethan hätte.

Als Boudier das Buch einer umständlichen Prüfung unterzogen hatte, wurde er demüthiger als je, nahm eine schmeichelnde Miene an, und mit halbersticker aus trockener Kehle kommender Stimme frag er:

— Was soll das alte Buch kosten? Sie sehen, es ist sehr beschädigt; die Flecken mangeln nicht; auf der achten Seite, schauen Sie, ist ein Bruch. . . .

Der Jude nahm das Buch in die Hand, öffnete es mehrmals und in näselndem Tone sprach er schneidig:

— So wie's ist, fünfzig Franken.

Eine unbeschreibliche Verzerrung überzog Boudiers ganzes Gesicht. Seine Lippen bewegten sich, um einigen Bemerkungen Luft zu machen; von allem verstand man aber bloß: „Zu theuer! zu theuer!“

Jeannette konnte ihren armen Vater nicht länger so sehr verbüßt und eingeschreckt sehen; sie kam ihm zu Hilfe.

— Wir müssen gehen, Väterchen, die Zeit

ist längst vorüber; Sie können sich ja die Sache überlegen und dann den Herrn wieder sprechen.

Boudier ließ sich unbewußt von seiner Tochter fortreißen. Als sie in ihrer Zeichenschule war, begab er sich ganz betäubt zum Ministerium.

IV.

Beim Beschreiten der Amtsstube erkundigte er sich beim Büreaudiener, ob der Chef nicht nach ihm gefragt hätte. Da die Frage verneint wurde, setzte er sich nieder, richtete sich an seinem Schreibtisch ein, deckte das Tintengeschirr auf, steckte eine frische Feder an, öffnete drei Aktenstöße, fand darin aber bloß die Weisung „Ordnen“! Er ordnete. Dann lehnte er sich auf seinen Stuhl zurück, athmete tief auf — nachdem er seit seiner Flucht aus der Buitike keinen Athem mehr geholt hatte — und wartete auf Arbeit.

In der Stille seines Schreibzimmers beschwor er das Fragegesicht des schmutzigen Buchhändlers herauf und hörte dessen schnarrende Stimme: „Fünzig Franken! . . . fünfzig Franken“!

— Ich hör' es wohl, antwortete Boudier bei sich selbst. Ja, fünfzig Franken sind es, das heißt gerade die Summe, welche ich vor zwei Tagen mit Vorsicht in eine Ecke meiner Brieftasche gesteckt habe. Dort sind sie, und ich kann sie dir in's Gesicht schmeißen, alter Saunickel! Im übrigen wäre es ein gutes Geschäft; das Buch ist dreitausend Franken werth. Ein gutes Geschäft! . . . Wäre es auch eine gute Handlung? . . . Allerliebstes Kind! noch nie als jetzt hat es von mir etwas begehrt. . . . Obendrein habe ich es dazu veranlaßt, gezwungen. . . . Könnte ich ihm wohl das Seidenröschchen verweigern, und meinen Worten untreu werden? . . . Nein, das darf nicht sein! Dießmal würde ich für meine Treulosigkeit keine Entschuldigung mehr finden. Das Verdrießliche an meinem Opfer wird reichlich durch die Genugthuung ersetzt werden, daß ich dem Herzen meines lieben Töchterchens. . . . Ausgemacht! Meine Jeannette, du bekommst deinen Rock am 24. d. M., in zwölf Tagen.

Und Boudier rieb sich lustig die Hände, wie ein Mann, der sich von einem schweren Kummer befreit fühlt.

Schließlich könnte er ja auch nach anderen Mitteln suchen, um sich trotzdem den Besitz des Buches zu sichern. Er rechnete den Tag seiner nächsten Gratifikation aus: eine solche würde er ganz gewiß bei Gelegenheit des Neujahrstags erhalten. Dieselbe um fünfzig Franken leichter machen, wäre das so schwierig? Gut gedacht! Er werde sich den famosen Jacques Le Saige zum Neujahrsgeschenk vermachen. Dazu sei bloß ein Abwarten von anderthalb Monaten erforderlich.

Allein wird der Band wohl so lange hinter dem Schaufenster warten? Ach! ein grausamer Zweifel! Ein achtundvierzig Tage lang währendes Marterthum!

V.

Nicht bloß dreimal in der Woche, sondern täglich ging nunmehr Boudier vor dem Stand des Antiquars vorüber.

Als er sich wieder zum ersten Mal vor seinem Bände aufgestellt hatte, erschrak er vor der Leichtigkeit, mit welcher jeder Spaziergänger dessen Titel lesen konnte. Der Mann hatte alle Untugenden des Sammlers. Es fiel ihm ein, daß er selbst die Mühe genommen hatte, das Fenster zu putzen, welches der Straßentaub wie mit einem leichten Vorhang überzogen hatte. Diesen Fehler mußte er wieder gutmachen. Am andern Tage füllte er die Taschen seiner Weste mit Staub und ging seine Nase auf das Fenster heften, welches ihm durchsichtiger schien als je einmal. Durch gewaltiges Ein- und Ausathmen hatte er dasselbe bald ganz angefeuchtet, und auf diese anklebende Dunstmasse warf er einige Fingervoll Macadamstaub. Der Nebel verdichtete sich und das Buch war wie weggezaubert, es verschwand selbst vor Boudiers Augen. Welch' ein Erfolg!

„Ist das ein Kunststück! habe ich dem einen hübschen Streich gespielt!“ sprach er beim Weggehen lange vor sich hin. Dem Lumpenkerl, mit seinem Sammler-Gewissen, kam es nicht in den Sinn, daß er eine Schlechtigkeit begangen, daß er sich eines wahren Spitzbubenstreiches schuldig gemacht hatte.

Von einem Fehler fällt man in den andern. Jeden Tag ging Boudier zum bewußten Schaufenster und besserte die Beschädigungen aus, welche Wind, Regen oder Sonne an sei-

ner heimlichen Subelei angerichtet haben konnten. Er trieb sein höllisches Vergehen so weit, daß nach einer Woche die Fensterscheibe so wenig durchsichtig war, als ein mattes Glas. Doch hatte der Schlaupopf das Vergnügen, sein Buch zu betrachten, sich nicht vollends rauben wollen: in einer Ecke des Fensters, so hoch oben, daß man nur auf den Fußspitzen hinreichen konnte, hatte er ein kleines Stück, kaum so groß wie ein Sou, unversehrt gelassen. Durch dieses Guckloch konnte das gierige Auge zum verschleierten Schatz gelangen.

Somit glaubte Boudier ein Mittel gefunden zu haben, ein fast sicheres Mittel, den 1. Januar zu erreichen, ohne daß jemand seinem Funde auf die Spur komme.

VI.

Trotz alledem kamen dem Beamten die Tage überaus lang vor.

Der Morgen des 24. November war daher für ihn eine angenehme Haltstätte auf dieser Reise mit so schleppenden und endlosen Stappen. In jener Jahreszeit, wo das Tageslicht so spät erscheint, war Boudier nicht gewohnt, vor sieben Uhr aufzustehen; auch hätte ihm seine haushälterische Frau nicht erlaubt, ein Lichtstümpchen umsonst zu verbrennen. Am bezeichneten Tage aber konnte er, von sechs Uhr an, nicht mehr ruhig im Bette liegen bleiben.

Seiner Frau, die ihm diese Unruhe vorhielt, erwiderte er ganz offenherzig:

— Na, liebe Freundin, nicht die Schlaflosigkeit eines Missethätters, sondern der Vorbedacht einer guten und süßen That versetzt mich in diese ungestüme Lage. . . Ist es nicht heute, jetzt bald, daß wir unserer Jeannette Glück zu ihrem Festtage wünschen wollen? . . .

Die geheimnißvolle Art, womit er diesen einfachen Gedanken in Anregung brachte, bewirkte, daß Frau Boudier völlig aufwachte, und daß ihre Reugierde sich steigerte. Sie frug ihn denn weiter aus.

Boudier fühlte ganz gut, daß, bevor er seiner Tochter ein unverhältnismäßiges Geschenk gebe, das seinen besondern Hilfsmitteln so wenig angemessen war, es nothwendig war, seiner Haushofmeisterin ein Geständniß abzulegen. Seiner Frau und zugleich seiner Tochter auch eine Ueberraschung bereiten zu wollen, das war sich